

Hans-Geert Metzger, Frank Dammasch (Hg.)
Männlichkeit, Sexualität, Aggression

Forum Psychosozial

Hans-Geert Metzger, Frank Dammasch (Hg.)

Männlichkeit, Sexualität, Aggression

**Zur Psychoanalyse männlicher Identität
und Vaterschaft**

Mit Beiträgen von Josef Christian Aigner,
Ute Auhagen-Stephanos, Heribert Blaß, Dieter Bürgin,
Frank Dammasch, Mohammad Reza Davami,
Michael Diamond, Peter Fonagy, Hans Hopf,
Simone Korff Sausse und Hans-Geert Metzger

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2017 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Ernst Ludwig Kirchner: »Selbstbildnis mit Mädchen«, 1914/15
Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

ISBN 978-3-8379-2649-1

Inhalt

Einleitung – Männer und ihre Krisen	7
<i>Frank Dammasch und Hans-Geert Metzger</i>	
Männlichkeit – ein neuer dunkler Kontinent in der Psychoanalyse?	19
<i>Josef Christian Aigner</i>	
Männlichkeit – ein schwer zu fassender Begriff	35
Uranfängliche Verwundbarkeit, Mangel und die Herausforderungen der männlichen Entwicklung	
<i>Michael Diamond</i>	
Das Vaterwerden in Familie und Gesellschaft heute	91
<i>Simone Korff Sausse</i>	
Aggression und Autorität in der Vaterschaft	111
<i>Hans-Geert Metzger</i>	
Das Unverantwortlich-Verantwortliche in der Adoleszenz	123
<i>Dieter Bürgin</i>	

Unruhig-aggressive Jungen <i>Hans Hopf</i>	151
Aggressive Männlichkeit zwischen Ohnmacht, Angst und Allmachtsfantasie Eine Falldarstellung <i>Frank Dammasch</i>	165
Destruktive Aggressivität in einer transgenerational belasteten Vater-Sohn-Beziehung Eine Falldarstellung <i>Mohammad Reza Davami</i>	179
Eine genuin entwicklungspsychologische Theorie des sexuellen Lustempfindens und deren Implikationen für die psychoanalytische Technik <i>Peter Fonagy</i>	191
Wenn Sex Angst macht Über einige männliche Lösungsversuche zwischen fantasierter, virtueller und leiblicher Sexualität <i>Heribert Blaß</i>	221
Reproduktionsmedizin als neuer Einstieg in die Elternschaft Der pränatale Mutter-Kind-Dialog als Begleiter auf diesem Weg <i>Ute Auhagen-Stephanos</i>	239
Künstliche Befruchtungen, neue Sexualitäten und die Bedeutung der heterosexuellen Urszene <i>Hans-Geert Metzger</i>	261
Autorinnen und Autoren	277

Einleitung – Männer und ihre Krisen

Frank Dammasch und Hans-Geert Metzger

Zwischen Moderne und Autoritarismus

Seit Längerem schon wird die Krise der Männlichkeit und der Väterlichkeit analysiert und diskutiert. Aber erst in jüngerer Zeit bekommen durch das Anwachsen fundamentalistischer und autoritärer Herrschaftsformen schon überwunden geglaubte Männlichkeitskonzepte in ihren sexuellen, aggressiven und destruktiven Ausdrucksformen eine zunehmend gesellschaftspolitische Brisanz.

Geschichtlich betrachtet sehen manche Autoren den Anfang der Männlichkeitskrise bereits im Jahr 1914, dem Beginn des Ersten Weltkrieges, der durch zahllose Leiderfahrungen zur Kritik der bis dahin gültigen patriarchalen Werte führte (vgl. Verhaeghe, 2015). Spätestens nach dem Führerkult des Nationalsozialismus und dessen kritischer Reflexion in der Studentenbewegung, die die versteinerten Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen aktiv in Bewegung brachte, wird die gesellschaftliche Autorität des Patriarchats endgültig infrage gestellt. Wurde in der Frauenbewegung zunächst vor allem für die Gleichberechtigung der Frau und die Aufhebung der Geschlechterhierarchie gekämpft, so ist in neueren Diskursen der Begriff *Geschlecht*, der das Spannungsverhältnis von Körper und Kultur in sich trägt, ganz durch das englische Wort *Gender* ersetzt worden. Die Begriffsänderung impliziert einen Shift ganz hin zu einer rein sozialkonstruktivistischen Perspektive und zur Lösung von der genitalen Leiblichkeit des Subjekts. Denn Gender bezieht sich alleine auf die gesellschaftliche Konstruktion von Geschlecht. Die reinen GendertheoretikerInnen¹ haben sich so von der

¹ Wir haben die Handhabung einer geschlechtsspezifischen Schreibweise den einzelnen Autorinnen und Autoren überlassen.

körperlichen Dimension (engl.: sex) des Geschlechts und dessen psychischer Bedeutung für die Identität ganz gelöst.

Mit der Negierung der Bedeutung des körperlichen Geschlechts geht meist eine grundsätzliche Infragestellung der Notwendigkeit einer Zweigeschlechtlichkeit und der Bedeutung von Heterosexualität einher. Die entwickelte Fortpflanzungstechnologie führt ebenfalls zum zunehmenden Bedeutungsverlust der biologischen Dichotomie von Mann und Frau, von leiblicher Mutter und leiblichem Vater. Der allgemeine kommunikationstechnologische Fortschritt in einer multioptionalen globalisierten Gesellschaft hat die Anforderungen an die Flexibilität erhöht und die ehemals nützlichen Männlichkeitscharakteristika wie z. B. körperliche Kraft, Eigensinnigkeit und Kampfbereitschaft scheinbar überflüssig gemacht.

Im Zusammenwirken von technologischen Umwälzungen, spätkapitalistischer Ökonomisierung aller Lebensverhältnisse und gendertheoretisch begründeten sozialpolitischen Infragestellungen traditioneller Geschlechteraufteilung sehen wir die Ursachen für eine Krise traditioneller männlicher Identitätsbildung. Je nach Perspektive wird diese Krise der Männlichkeit beklagt oder bejubelt. Seitdem hat die Suche nach neuen Männlichkeitsmodellen zumindest in Teilen der ökonomisch gesicherten akademischen Öffentlichkeit zu einer oberflächlichen Flexibilisierung starrer normativer Geschlechtervorstellungen geführt, die sich allerdings auf der Ebene der Familie und Kindererziehung schnell wieder abschwächt. Dies hat wahrscheinlich auch damit zu tun, dass Kinder für ihre Entwicklung die Wahrnehmung von Differenzen, also auch der Geschlechterdifferenzen als erstes Ordnungssystem von Welterfahrung brauchen. Eltern folgen diesen kindlichen Ordnungsbedürfnissen nach dichotomer Klassifizierung (böse/gut; Mann/Frau) bzw. aktivieren im Zuge ihrer Elternwerdung ihre eigenen frühen Geschlechtervorstellungen. So ist nach wie vor die klassische zweite Frage nach der Geburt (oder bereits in der Schwangerschaft): Ist es ein Junge oder ein Mädchen? Bei eigenen Untersuchungen an 100 Familien mit Tiefeninterviews (Dammasch, 2016) geben bildungsnahe deutsche Eltern unisono an, dass sie, bevor sie Kinder bekommen haben, von einer sozialkonstruktivistischen erzieherischen Formbarkeit der Geschlechtscharakteristika ausgegangen seien, aber seit sie Kinder hätten, habe sie die praktische Erfahrung gelehrt, dass es doch eher biologisch bedingte, vielleicht sogar »genetisch eingravierte« Geschlechterunterschiede gäbe. Ob die Rückkehr zu rein biologischen Geschlechtermodellen mit einer tatsächlichen Wahrnehmung der frühen Andersartigkeit ihres Sohnes im Vergleich zur Tochter zu tun hat oder ob hier eigene, früh einsozialisierte Geschlechtermodelle der Eltern die Wahrnehmung bestimmen, muss letztlich offen bleiben. Aus psychoanalytischer Perspektive können wir vermuten, dass die Ge-

burt eines Jungen oder Mädchens im Vater und in der Mutter unbewusst eine heterosexuelle Matrix aktiviert, die auf frühen Erfahrungen mit den eigenen Eltern basiert und die zwangsläufig in das Interaktionsgeschehen und die Gedanken über ihren Sohn oder ihre Tochter eingeht.

Auf gesellschaftspolitischer Ebene können wir in jüngerer Zeit eine Rückkehr zu traditionellen Identitätsmustern feststellen, die die soziologische Charakterisierung der Moderne als eines *postheroischen Zeitalters* zu einer verfrühten Fehleinschätzung machen. Wir nehmen verwundert einen Rollback wahr, bei dem z. B. in der internationalen Politik machtvoll-aggressiv herrschende Männer immer mehr – sowohl von Frauen als auch von Männern – als positive Leitfiguren angesehen werden, die die nationale Identität, die Abgrenzung von Fremden und damit immer einhergehend auch die klassische Geschlechteraufteilung stärken. Es ist also nicht nur in Deutschland zu beobachten, dass die postmoderne Infragestellung traditioneller Identitätsstützen wie Nation, Geschlecht, Religion, Familie durch die Zwänge einer globalisierten Ökonomie und den technologischen Fortschritt auf große Teile der Gesellschaft tief greifend verunsichernd wirken. Es ist auch zu erwarten, dass die starke Zuwanderung junger Männer, die in Kulturen sozialisiert wurden, die weit entfernt sind von mitteleuropäischen Idealen der Inklusion, den Retraditionalisierungsdruck auch auf die Geschlechterrollen noch weiter verstärken werden.²

Das Bedürfnis nach dem Festhalten an traditionellen Identitätsstützen wird in einigen Gruppen durch eine erhebliche Aggressivierung im gesellschaftlichen Umgang begleitet. So gibt es viele jugendliche und erwachsene Männer, die mit der Unübersichtlichkeit der Moderne nicht gut zurechtkommen. Einige ziehen sich in eine defensiv-verweigernde oder auch depressive Haltung zurück, andere suchen ihr labiles Identitätsgefühl durch eine betont phallisch-narzisstische Haltung zu stabilisieren und bevorzugen einfache, gerne auch nationalistische Ordnungssysteme, die das Fremde und die Fremden als Bedrohung der eigenen Identität erleben. Die Irritationen der Ich-Stabilität werden dann durch aggressiv aufgeladene Abgrenzungen abzusichern versucht.

Schon die Attacken im Internet zeigen eine weitgehend unsublimierte Aggressivität, mit der Andersdenkende oft auch verbal vernichtet werden sollen. Besonders deutlich wird die Aggressivierung in politischen Systemen, die die

2 Die politisch idealistische Vorstellung, man könne Migranten aus vormodernen Gesellschaften durch Aufklärung an die Gendervorstellungen der Moderne anpassen, ist von einer naiven Oberflächlichkeit in Bezug auf die Tiefe und Komplexität psychosozialer Prägungsprozesse gekennzeichnet.

Unterwerfung unter den Autoritarismus gewaltsam durchsetzen und die sich gegen die Ausdehnung des globalisierten Kapitalismus wehren. Diese Systeme gehen kalkulierte militärische Konflikte ein, oder sie haben die terroristische Bekämpfung des westlichen Demokratieverständnisses zum Ziel. Deren Ideologien machen eine archaische Männlichkeit, die uneingeschränkte Herrschaft des Mannes über Leben und Tod zu ihrem Prinzip.

Das Beharren auf der einen Religion, dem einen Gott, dem einen Patriarchat in seiner grausamsten totalitaristischen Form ist eine Antwort auf die demokratische Unübersichtlichkeit einer zunehmend globalisierten Welt mit unterschiedlichsten Wertekonzepten.

Das Töten enthält »die Idee einer ungeheuren, fast unmenschlichen Machtfülle« (Gasdanow, 2012 [1947/48], S. 148).

»Liebe, Hass, Angst, Bedauern, Reue, freier Wille, Leidenschaft – jedes Gefühl und jeder Gefühlskomplex, jedes Gesetz und jeder Gesetzeskomplex, alles ist ohnmächtig vor diesem kurzen Machtmoment des Tötens. [...] Ab dem Moment, da ich das weiß, wird die Welt für mich eine andere, ich kann nicht mehr leben wie alle übrigen« (ebd., S. 149).

Das Beharren auf der megalomanen Macht führt Verhaeghe (2015) zu seiner These, dass das Patriarchat in seiner Destruktivität nicht reformierbar sei. Psychoanalytisch ist die omnipotente Vorstellung der uneingeschränkten Macht über Leben und Tod als Versuch zu verstehen, dem Leiden an der Hilflosigkeit und den Empfindungen der eigenen Ohnmacht zu entkommen.

In der Moderne wird Männlichkeit sozusagen von zwei Seiten in die Zange genommen: einerseits von dem emanzipativen Wunsch konstruktivistischer GendertheoretikerInnen nach zunehmender phallischer Desorientierung des Mannes und andererseits von der wachsenden Begeisterung rechtsnationaler und religiöser Gruppen für das traditionell machtvolle heterosexuelle Männerbild der Vormoderne. Ähnlich wie die Traditionalisten bleiben auch viele GendertheoretikerInnen auf die Macht und Herrschaft heterosexueller Männer fixiert. Sie tendieren dazu, Machtverhältnisse umzukehren, anstatt emanzipatorische Vorstellungen der Auflösung von universell geltenden Machtstrukturen zu entwickeln (vgl. Theunert, 2016, S. 171ff.).

Diese zwiespältigen Formungsfaktoren von Männlichkeit sind keineswegs nur theoretische Konstrukte. Schon kleine Jungen im Kindergarten sehen sich im Spannungsfeld von vornehmlich weiblich geprägten Genderidealen der pädagogischen Institutionen und den entweder in der eigenen oder den Familien der

Freunde herrschenden klassisch stereotypen Geschlechtervorstellungen. Die Religion spielt dabei eine rasant wachsende Rolle, was das linke Bildungsbürgertum mit einer merkwürdigen Mischung aus kritischem Erstaunen und Unterwerfung unter die Religionsfreiheit beantwortet. Unter der Überschrift der Religionsfreiheit werden archaische Körperverletzungen an Jungen von der Politik in Gesetze gegossen. Hier entstehen neue Männlichkeitskonflikte. Wird in zwei großen Religionen der Penis des Jungen und dessen ritualisierte Beschneidung zum Dreh- und Angelpunkt bei der Aufnahme in die großartige männliche Gruppe der Gottgläubigen, so wird in den weiblich dominierten pädagogischen Institutionen die Bedeutung des genitalen Unterschieds systematisch verleugnet.³ Die politisch unterstützte Fixierung auf die großartige Bedeutung des männlichen Geschlechts und des Penis durch den Islam auf der einen Seite und die genderpolitisch gewollte Entwertung der Bedeutung des Phallischen für die Jungenentwicklung auf der anderen Seite betten die männliche Identitätsbildung und Triebentwicklung schon früh in ein zwiespältiges soziales Spannungsfeld ein.

Als Psychoanalytiker gehen wir davon aus, dass sowohl die biologischen Eigenheiten des Geschlechts als auch die an das Kind herangetragenen Geschlechtermodelle die kindlichen Beziehungs- und Vorstellungsmuster prägen. Gemeinsam ist uns das Freud'sche Verständnis, dass Geschlechtsidentität eine körperlich bisexuelle Grundlage hat, die in Interaktionsprozessen der frühen Jahre mit Mutter, Vater und Geschwistern in spezifischer Weise geformt wird. Die in die frühen Beziehungen eingebrachten bewussten und unbewussten Geschlechterentwürfe der Mutter und des Vaters und die Wahrnehmung der elterlichen Paarbeziehung bilden die Matrix, auf der der Junge seine eigene Identität herausbildet. Dabei spielen gesellschaftliche Geschlechterdiskurse letztlich nur eine zweitrangige Rolle, da sie allenfalls die bewussten Ideale der Eltern beeinflussen können, kaum aber die Tiefenschicht unbewusster Geschlechtervorstellungen und Triebrepräsenzen erreichen. In unserem früheren Buch zur männlichen Identität (Dammach et al., 2009, S. 12) haben wir Folgendes geschrieben, was nach wie vor Gültigkeit behält:

»Eine reife männliche Geschlechtsidentität basiert auf dem im Körperbild verankerten sicheren Gefühl der Konstanz der eigenen phallischen Geschlechtlichkeit, welche gleichzeitig die Integration von männlichen und weiblichen Objektpräsen-

3 So werden in Kindertagesstätten und Schulen den Jungen das Mitbringen und Hantieren mit symbolisch-phallischen Spielzeugen wie Schwertern oder Pistolen verboten. In Kindertagesstätten wird häufig schon bei der Bauplanung kein Pissoir für Jungen vorgesehen und es gibt bisweilen gar Anweisungen, dass sich Jungen genauso wie Mädchen auf die Toilette setzen müssen.

tanzen in das Selbstbild ermöglicht. Dies beinhaltet die Fähigkeit, auf der Ebene der Geschlechtsrollenidentität flexibel zwischen weiblich und männlich konnotiertem Verhalten hin und her changieren zu können, ohne dass die Geschlechtsidentität infrage gestellt wird.«

Psychoanalytische Konzepte der Männlichkeit

Sigmund Freud hat sein Konzept zur Männlichkeit in der Entwicklung der ödipalen Dynamik formuliert. Er hat es in *Totem und Tabu* in seinem Mythos von der Urhorde gleichsam menscheitsgeschichtlich gefasst und damit eine enge Verbindung von Auflehnung, Hass und Liebe gezogen. Die Söhne

»hassten den Vater, der ihrem Machtbedürfnis und ihren sexuellen Ansprüchen so mächtig im Wege stand, aber sie liebten und bewunderten ihn auch. Nachdem sie ihn beseitigt, ihren Hass befriedigt und ihren Wunsch nach Identifizierung mit ihm durchgesetzt hatten, mussten sich die dabei überwältigten zärtlichen Regungen zur Geltung bringen« (Freud, 1912, S. 173).

Aber schon in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nahm Freud die sich abzeichnende Krise der Männlichkeit durchaus wahr: »Den Rest der in unserer heutigen Gesellschaft arg antiquierten *potestas patris familias* pflegt jeder Vater krampfhaft festzuhalten« (1900, S. 263). Wenige Jahre später fügte er hinzu: »Die Autoritätssucht und innere Haltlosigkeit der Menschen können Sie sich nicht arg genug vorstellen. Die außerordentliche Vermehrung der Neurosen seit der Entkräftung der Religionen mag Ihnen ein Maßstab dafür geben« (1911, S. 109).

In der Krankengeschichte des kleinen Hans sucht er die ödipale Dynamik, die Liebe des fünfjährigen Jungen zu seiner Mutter und den Wunsch nach Beseitigung des Vaters zu illustrieren. Aber er trifft auch auf einen Vater, der durchaus liebevoll mit seinem Sohn umgeht. Dabei formuliert er eine Einsicht, die den Weg in die Wahrnehmung der präödipalen Vater-Sohn-Beziehung öffnet: »Aber was der Vater an Respekt etwa einbüßt, das gewinnt er an Vertrauen zurück!« (1909, S. 375)

Um eine theoretische Form für die Zärtlichkeit zu finden, formulierte Freud das Konzept des negativen Ödipuskomplexes. Neben der Identifizierung des Jungen mit dem Vater in der positiven ödipalen Dynamik spricht er von der »zärtliche[n] feminine[n] Einstellung zum Vater« und sieht sie in der »ursprünglichen Bisexualität des Kindes begründet« (1923, S. 261). Diese theoretische Fassung

der zärtlichen Bindung an den Vater fand aber nicht wirklich einen Platz in der Psychoanalyse. Man kennt den Begriff, aber es wird wenig mit ihm gearbeitet (vgl. Metzger, 2013, S. 130ff.).

Neuere psychoanalytische Konzepte haben insbesondere die männliche Entwicklung in den ersten Lebensjahren differenzierter herausgearbeitet. Das in der französischen Psychoanalyse formulierte Bild, das männliche Baby repräsentiere unbewusst den Phallus der Mutter, verweist auf die inneren Bilder der Mutter in der Beziehung zu ihrem Kind. James Herzog arbeitete die geschlechtsspezifische Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Jungen und des Mädchens heraus. Sein Begriff des Penis-zu-Penis-Dialogs wurde zu einem prägenden Bild für die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Jungen. Im Kontext der Arbeiten von Margaret Mahler zur Lösung des Kindes aus der frühkindlichen Bindung wurde auch die Bedeutung des Vaters gesehen. Das insbesondere von Ernst Abelin formulierte Konzept der frühen Triangulierung führte neben der ödipalen Dynamik zu einem zweiten organisierenden Faktor in der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie.

In der psychoanalytischen Konzeption der Entwicklung des Jungen aber war es von besonderer Bedeutung, die basale frühkindliche Abhängigkeit von der Mutter wahrzunehmen. Aus dieser weitgehend unabgegrenzten Beziehung muss sich der Junge lösen, wenn er die geschlechtsspezifische körperliche Differenz zur Mutter wahrnimmt. Der Junge sieht, dass die Mutter einen anderen Körper hat als er selbst. Dies führt zu einer ersten Trennung, die ausgeprägter als in der Mutter-Tochter-Beziehung ist, und zu einer ersten Entwicklungskrise. Der Junge muss, getrennt von der Mutter, eine erste geschlechtsspezifische Identität entwickeln. Dabei kann eine positive Besetzung der Männlichkeit durch die Mutter sehr hilfreich sein. Insbesondere aber ist hier ein innerlich präsender Vater von Bedeutung.

Im Zuge dieser Entwicklung sollte der Junge bisexuelle Allmachtsfantasien aufgeben und seinen sexuellen Körper adäquat besetzen können. Störungen in dieser Phase können zu einer entwicklungshemmenden Bindung an die Mutter oder zu einer phallischen Überkompensation führen.

Auf der Basis der skizzierten Entwicklung kann sich eine Akzeptanz früher Abhängigkeitswünsche, bisexueller Anteile und ein Bewusstsein der eigenen Verletzlichkeit entwickeln. Diese Seiten können in ein männliches Selbstbild integriert werden und führen so zu einer genitalen Identität, die den Penis nicht als Waffe, sondern als einen Anteil einer liebe- und lustvollen Verbindung wahrnimmt. Männlichkeit kann dann zu einer aktiven, kreativen und selbstbewussten Identität werden, in der gleichwohl Selbstreflexivität, Empathie und die Akzeptanz der Begrenzungen des Lebens enthalten sind.